

Baudenkmale gefährdet – Baudenkmale gerettet

Nordrhein-Westfalen

bearbeitet von Moritz Wild

Im Jahr 1219 erhielt der Deutsche Orden von Graf Wilhelm III. von Jülich einen Lehnshof in Siersdorf (heute im Kreis Düren) und das Patronat für die Pfarrkirche als Geschenk¹. Die erste **Deutschordenskommende Siersdorf** aus dem 13. Jahrhundert wurde im Dritten Geldrischen Erbfolgekrieg 1543 geplündert und teilweise zerstört. In der Renaissance entstand eine neue Anlage, die dem damaligen Selbstverständnis des Deutschen Ordens Ausdruck verlieh, das von Rittern aus adligen Familien geprägt wurde, denn im Gegensatz zur klösterlichen Vorgängerbau war der Neubau ein neuzeitlicher Herrensitz. Das um 1578 errichtete Herrenhaus aus Backsteinmauerwerk weist zwei Vollgeschosse über einem Hausteinsockel in einem Graben mit gemauerter Kontreskarpe, vier Ecktürme und einen Eingangsrisaliten mit Ziergiebel auf. Das kompakte einflügelige Gebäude von etwa 42 x 26 m Seitenlänge hatte ehemals ein hoch aufragendes Walmdach. Nachdem bereits im Spätmittelalter bei kleineren Territorialmächten einflügelige Herrenhäuser verbreitet waren, gilt das Herrenhaus von Siersdorf als eines der ersten einflügeligen Schlösser Deutschlands². Zur Gesamtanlage gehören jenseits

des Grabens mehrfach beschädigte und umgebaute Wirtschaftsgebäude, im historischen Zusammenhang auch die Pfarrkirche St. Johann Baptist und der ehemalige Fronhof im Süden.

Auf den Einmarsch der französischen Revolutionsarmee folgte die Säkularisierung der Kommende. Sie kam anschließend in preußischen Staatsbesitz und daraufhin in private Hand. Im Zweiten Weltkrieg wurden sowohl das Herrenhaus als auch die Wirtschaftsgebäude stark beschädigt. Während die Wirtschaftsgebäude landwirtschaftlich genutzt werden konnten, war das Herrenhaus vom Einsturz bedroht. Um diesen zu verhindern, wurden in den 1950er-Jahren Stahlbetondecken eingezogen, welche die Außenmauern stabilisierten, die an manchen Stellen auch ergänzend aufgemauert wurden. Darüber hinaus erfolgten keine Instandsetzungsmaßnahmen, sodass die Ruine über Jahrzehnte verfiel und mittlerweile wieder stark einsturzgefährdet ist, denn auch die Stahlbetondecken sind sanierungsbedürftig.

Der im Jahr 2002 gegründete Förderverein Kommende Siersdorf e. V. (www.kommende-siersdorf.de) erwarb Ende 2012 das Herrenhaus. Er strebt eine denkmalgerechte Nutzung an, indem ein Dokumentationszentrum zur Geschichte des Deutschen Ordens sowie eine angegliederte Gastronomie eingerichtet und an die an Siersdorf vorbeiführende Tourismusroute Via Belgica angeschlossen werden sollen. Der Charakter der dann gesicherten Ruine soll dabei erfahrbar bleiben³.

Das Herrenhaus der Kommende Siersdorf ist nicht nur ein bedeutendes Zeugnis der Renaissancearchitektur in der Region, sondern wurde im vergangenen Jahr auch als national wertvolles Kulturgut anerkannt, sodass auch

Kommende Siersdorf: Nach Sturmschäden wurde 2011 der Giebel des Eingangsrisalits am Herrenhaus provisorisch gesichert (Foto: Ver., 2012).



Bundesmittel für die dringend notwendigen Erhaltungsmaßnahmen zur Verfügung stehen, die im Dezember 2012 mit ersten vorbereitenden Maßnahmen endlich beginnen konnten.

In Frühjahr 2013 wird die notwendige Baustraße eingerichtet, die das Herrenhaus von den sich nördlich kreuzenden Straßen her erschließt. Hier existierte seit 1630 ein Renaissancegarten, der allerdings nicht mehr vorhanden ist, dessen Strukturen sich lediglich anhand der noch teilweise erhaltenen Umfassungsmauern nachvollziehen lassen. Später werden im Nordwesten wahrscheinlich die Zufahrt und die Aufstellflächen für die Feuerwehr liegen. Gemäß dem Sicherungskonzept der beauftragten Architektengemeinschaft aus Köln⁴ wird der Graben als nächstes vom Wildwuchs befreit. Das Gebäude muss entgrünt, und die akut absturzgefährdeten Bauteile müssen provisorisch gesichert werden, wobei ein partieller Rückbau solcher Bauteile nicht ausgeschlossen werden kann. Danach kann die befreite Fassade verformungsgerecht aufgemessen werden, um geeignete Pläne zur Befundkartierung und weiteren Planung zu schaffen. Auf der Grundlage eines Bodengutachtens will man die geeigneten Maßnahmen für die dringende Sicherung der Fundamente ermitteln, denn ein Eckturm löst sich aus dem Mauerwerksverband und droht, in den Graben zu kippen. In dieser Anfangsphase der Konservierung rechnet der Förderverein mit rund fünf Jahren Bauzeit.

Auf der 21. Jahrestagung der Wartburg-Gesellschaft im LVR-Landes-Museum Bonn wird am 10.05.2013 ein Vortrag über die Bauten des Deutschen Ordens in der Ballei Biesen berichten.

Anmerkungen

¹ Angaben zur Baugeschichte aus: Anton Jux, Die Deutschordenskommende Siersdorf. Ein Blick über ihre Geschichte, Bonn 1963, und aus Archivakten des LVR-Amtes für Denkmalpflege im Rheinland.

² Christine Bernheiden, Der Erbhof in Thedinghausen. Ein Spätwerk der Renaissance im Weserraum. In: Baudekoration als Bildungsanspruch, Bd. 5, Marburg 1993, S. 197–303.

³ Verf. dankt Guido v. Büren, Förderverein Kommende Siersdorf e.V., für die Angaben zur Planung. Kontakt zum Verein: Guido v. Büren, Kuhlstraße 20, 52428 Jülich.

⁴ Architektengemeinschaft Kandler und Kirsch, Köln.

Sachsen-Anhalt

bearbeitet von Elisabeth Schwarze-Neuß

Stadt Halle/Saale

Moritzburg

Im Heft 2 (2009) unserer Zeitschrift berichtete die Verfasserin dieser Zeilen unter dem Titel „Die neue alte Moritzburg“ über die Neueröffnung des Landeskunstmuseums Sachsen-Anhalt in der durch den Ausbau des West- und des Nordflügels bedeutend erweiterten Burganlage in Halle an der Saale. Das Ergebnis der nur dreijährigen Bauarbeiten war beeindruckend und wurde von der Öffentlichkeit weit über Halle hinaus zustimmend aufgenommen. Nach außen hin schien die als Vorbedingung gestellte Bewahrung des Ruinencharakters der Bauteile glänzend gelöst. Über den Fassaden, an denen scheinbar kein Mauerstein von der Stelle gerückt worden war, schwebt gleichsam die aus silberweißem Aluminium gefertigte Dachlandschaft mit ihren kühnen, kompromisslos modernen Konstruktionen, wobei das Kunststück gelang, die anderen, aus verschiedenen historischen Epochen stammenden Bedachnungen der Vierflügelanlage nicht zu erschlagen.

Nachdem das Publikum im Oktober 2008 Gelegenheit hatte, die noch leeren, Licht durchfluteten Säle des erzbischöflichen Palasts ohne die musealen Einbauten und Lichtdämpfenden Jalousien zu bewundern, konnte am 13. Dezember 2008 im Beisein hoher und höchster Persönlichkeiten aus Politik, Kultur und Wissenschaft die Eröffnungsfeier vonstatten gehen. Als ehrgeizigsten Kulturbau des Landes Sachsen-Anhalt, als ein „Projekt, das nur Gewinner kennt“, wie es der damalige Kultusminister formulierte, wurde der Museumsneubau gerühmt¹.

Was damals kein Außenstehender wusste: Es hatte schon während des Baues schwerwiegende Probleme gegeben, u. a. ein durch Nassbohrungen verursachter Wassereintrich in der sogenannten Crodel-Halle. Nach und nach traten weitere Fehler, Schäden und Versäumnisse ans Licht, die nicht nur das Bauvorhaben und das Bauwerk betrafen, sondern auch das gesamte Management der 2003 gegründeten Stiftung Moritzburg, die die ihr über- und zugeordneten Behörden und

vermutlich die Architekten belasteten. Der jüngst im Entwurf vorgelegte Prüfbericht des Landesrechnungshofs listet weitere Mängel, u. a. auch die bedeutende Überschreitung der Baukosten (aber wer hätte schon einmal vom Gegenteil gehört?) auf und sorgt gegenwärtig für Diskussionsstoff und diffuse Schuldzuweisungen. Warum es der Stiftungsrat und andere Verantwortliche bisher versäumt haben, der Öffentlichkeit reinen Wein einzuschenken und stattdessen eine Politik des Verschweigens, der Beschönigung und der Abschottung betrieben haben – zumal die Pannen nicht selten mit einem enormen Zeitdruck begründet wurden, der sicher nicht mit der unmittelbaren Gefährdung des Bauwerks zu tun hatte, sondern hausgemacht erscheint –, ist schwer nachzuvollziehen. Niemand hätte wohl Anstoß daran genommen, wenn man von vornherein mehr Zeit für die Wiederherstellung eines so komplexen Baudenkmal eingepplant hätte. So bleibt ein bitterer Nachgeschmack, der die Freude und den Stolz über die Wiederherstellung der 1637 durch einen Brand zerstörten Moritzburg trübt. Positiv ist zu bemerken, dass die baulichen Nacharbeiten und die inneren Querelen den laufenden Museumsbetrieb nicht fühlbar beeinträchtigten.

Verfasserin schrieb in ihrem oben zitierten Bericht: *Sie (die Moritzburg) ist ein in den Stürmen der Zeit durch*

Vernachlässigung, menschlichen Unverstand, Indifferenz und unangemessene Nutzung gebeuteltes, aber von der erhaltenen Bausubstanz her äußerst robustes und widerstandsfähiges Bauwerk, das schon Schlimmeres, als die ihm letzstens verordnete Verjüngungskur, die man fast als eine Rosskur bezeichnen kann, überstanden hat. Aber wir werden uns wohl daran gewöhnen müssen, dass sich hinter der glänzenden Fassade ein gealterter Patient verbirgt, der ständig unserer Pflege bedarf. Bei allen Pannen und Versäumnissen dürfen wir nicht vergessen, dass es im Grunde keine Alternative gab, wollte die Moritzburg als Kunstmuseum bei wachsenden Beständen ihre Aufgaben auch weiterhin erfüllen.

Die „Residenz“ und der „Kühle Brunnen“

Die „Residenz“, zur Zeit ihrer Entstehung „Neues Gebäude“ oder „Neues Stift“, genannt, sowie der später als „Kühler Brunnen“ bezeichnete Stadtpalast des fürstbischöflichen Kämmerers und Baumeisters Hans von Schenitz entstanden zeitgleich während der Regierungszeit des Kardinals Albrecht (1513 bis 1541) und sind die wichtigsten Zeugnisse der italienischen Frührenaissance in Halle. Beide Bauherren haben nur kurze bzw. gar keine Zeit gehabt, die Paläste ihrer Bestimmung gemäß zu nutzen –

Abb. 1. Moritzburg, Westflügel mit Museumsneubau (Foto: Jana Schwarze).



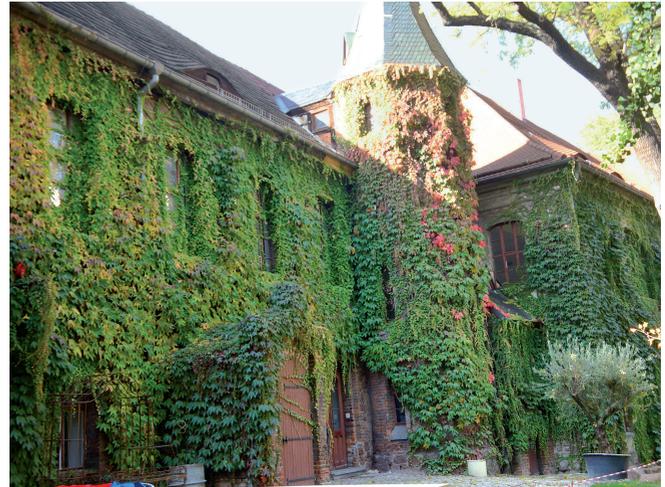


Abb. 2. Neue Residenz, Straßenfront (Foto: Jana Schwarze).

Abb. 3. Neue Residenz, Innenhof (Foto: Jana Schwarze).

der Kardinal, weil er hoch verschuldet unter Mitnahme der ihm verbliebenen Schätze, darunter das legendäre „Hallische Heiltum“, eine überaus kostbare Reliquiensammlung, vor der Reformation von Halle nach Mainz flüchten musste, Schenitz, weil er wegen Unregelmäßigkeiten, derer er sich im Rahmen dubioser, vom Kardinal geduldeter Geldgeschäfte schuldig gemacht hatte, 1535 sein Leben am Galgen beendete. Diese unglücklichen Umstände haben die weiteren Schicksale der beiden Bauwerke entscheidend beeinflusst.

Die Magdeburger Erzbischöfe haben, der ewigen Streitigkeiten mit ihrer Metropole Magdeburg müde, seit Albrecht IV. (1382 bis 1403) ständig auf dem Giebichenstein residiert, der unter den Erzbischöfen Friedrich III. (1442 bis 1464) und Johann (1464 bis 1475) durch ein stark befestigtes Wohnschloss auf dem Gelände der Vor- oder Unterburg bedeutend erweitert und aufgewertet wurde. Seit 1475 war das Erzbistum Magdeburg fest in der Hand so mächtiger Fürstengeschlechter wie die der Kurfürsten von Sachsen und der Kurfürsten von Brandenburg, die in der Herrschaft, mit denen sie jeweils jüngere Söhne ausstatteten, alternierten. Unter dem Wettiner Ernst (1475 bis 1513) entstand als prachtvolles Residenzschloss, aber auch als Zwingburg gegen die unterworfenen Stadt Halle, dicht vor ihren Mauern die Moritzburg, die erst sein Nachfolger Albrecht aus dem Haus Hohenzollern vollendete. Die erzwungene Beschränkung des erzbischöflichen Landesherrn auf Halle als Residenz

und die damit verbundene Entfernung von dem in Magdeburg verbliebenen Domkapitel hatte schon Erzbischof Ernst bewogen, ein Kollegiatstift auf der Moritzburg im Anschluss an die dortige Schlosskapelle zu gründen – ein Vorhaben, das sein Nachfolger Albrecht aufgriff und zu verwirklichen suchte. Ihm genügte nicht die Würde eines Erzbischofs von Magdeburg, die er am 30. August 1513 erhielt, es folgten, befördert von gewaltigen Bestechungsgeldern, die er sich vom Bankhaus Fugger entlieh, kurz darauf die Wahlen zum Bischof von Halberstadt und zum Erzbischof von Mainz. Damit hatte der junge Hohenzoller eine Machtfülle erreicht, die ihn als Fürstprimas an die Spitze der deutschen Geistlichkeit stellte. Sie erhielt eine weitere Steigerung, als er 1518 auf dem Reichstag zu Augsburg zum Kardinal erhoben wurde. Obwohl ihm im Erzstift Mainz eine schöne fruchtbare Landschaft, reiche Städte und komfortable Schlösser zur Verfügung standen, scheint er als gebürtiger Norddeutscher Halle als Lieblingsaufenthalt bevorzugt zu haben, dem er den seiner hohen Stellung gebührenden Glanz zu verleihen gedachte.

Dabei stellte sich bald heraus, dass die Moritzburg aus verschiedenen Gründen ungeeignet war für die Ansiedlung eines geistlichen Stifts, das gleich nach dem Magdeburger Domkapitel rangierte und das nach dem Willen des humanistisch gebildeten Kardinals, dem die Mängel seiner Kirche durchaus bekannt waren, als Vorbild für die Erneuerung der korrupten Domstifter dienen sollte. Diese

Aufgaben konnten nicht in der Intimität einer Schlosskapelle und in der Abgeschlossenheit einer stark gesicherten Festung wie der Moritzburg gelöst werden, sondern bedurften einer eigenen Wirkungsstätte. Albrecht fand sie in dem nahe der Moritzburg gelegenen, auf dem heutigen Domberg gelegenen Kloster der Dominikaner, das er mit den ihm geeigneter erscheinenden Regulierten Augustinerchorherren aus dem halleischen Moritzkloster besetzte, während er die Dominikaner in das Moritzkloster umsiedelte. Dieser Wechsel zog weitere Maßnahmen nach sich und leitete den größten Stadtbau ein, den Halle bisher erlebt hatte.

Hatte der Kardinal zunächst nur an eine Fortsetzung des von seinem Vorgänger begonnenen Werks gedacht, nahmen mit dem Fortschreiten der Reformation seine Pläne eine andere Gestalt an, die einerseits auf die Stützung und Rechtfertigung des alten Glaubens, andererseits als ein „Trutz-Wittenberg“ gegen die Lehre Martin Luthers gerichtet waren. Ein weiteres Mittel, um die Abtrünnigen und Schwankenden zur wahren Religion zurückzuführen, sah Albrecht in der Anhäufung und Zurschaustellung des bereits erwähnten „Hallischen Heiltums“ in der zur Stiftskirche umfunktionierten spätgotischen Dominikanerkirche, dem heutigen Dom. Mit seiner besonderen Dachkonstruktion, die von einem umlaufenden Kranz mit goldenen Kugeln gekrönt, „welschen Giebeln“ umgeben ist, vermittelt der Dom noch heute den Eindruck einer Schatztruhe.

Eine wirksame Waffe im Kampf um den rechten Glauben erblickte der Kardinal in der Gründung einer katholischen Universität in Halle. Universitätsgründungen lagen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gleichsam „in der Luft“. 1502 hatten der sächsische Kurfürst Friedrich der Weise die Universität Wittenberg, 1506 Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, Albrechts Bruder, die Universität Frankfurt an der Oder gegründet. Da durfte der Kardinal nicht nachstehen. Der Zeitpunkt um 1530 war wohl nicht zufällig. Die Auseinandersetzungen zwischen Papisten und Lutheranern hatten einen Höhepunkt erreicht. Auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 hatten die Protestanten ihr Glaubensbekenntnis, die Augsburger Konfession, vorgelegt, die eine Diskussionsgrundlage für künftige Auseinandersetzungen auf einem höheren Niveau als dem der üblichen Schmähschriften bot. Nach Wittenberger Vorbild wollte er die Universität eng mit dem aus säkularisierten Augustinerchorherren gebildetem Neuen Stift verbinden, aus denen er auch die Lehrkräfte zu gewinnen gedachte. Den Platz für die Errichtung des Universitätsgebäudes fand er direkt neben dem Dom auf dem Areal, das bisher das städtische Hospital eingenommen hatte. Obwohl das päpstliche Privileg bereits vorlag, hat wohl nie ein Professor das Katheder bestiegen, noch ein Student sich immatrikulieren lassen. Der Zeitpunkt für eine katholische Universität inmitten von lutherisch geprägten Territorien war endgültig vorbei. Zwar beklagte der Kardinal, den Bau überhaupt angefangen zu haben, doch wollte er *vor der Welt nicht als ein Narr dastehen, der etwas Angefangenes nicht zu vollenden vermochte*³. Und so entstand nach der Unterburg Giebichenstein und nach der Moritzburg auf relativ engem Raum und in relativ kurzer Zeit der dritte erzbischöfliche Palast, den sein Bauherr, nachdem sich der eigentliche Zweck erledigt hatte, selbst zu bewohnen gedachte und der ihn zu diesem Zweck mit allerlei Bequemlichkeiten, u. a. mit einem „Lustbad“ (für 1 000 Gulden!) ausstatten ließ. Zum Weiterbau verpflichtete er 1535 den „Baumeister und Werkmann“ Andreas Günther, einen viel beschäftigten Baukünstler und Festungsarchitekten, der außer in Halle (Palast des Hans von Schenitz)

in Bernburg, Glauchau und Stolberg tätig war.

Über das Aussehen der Stiftsgebäude zur Zeit ihrer Entstehung können wir uns kein genaues Bild machen, doch so kasernenartig nüchtern und schmucklos, wie sie sich heute darstellen, sind sie bestimmt nicht gewesen. An der äußeren Gestalt des ein verschobenes Rechteck bildenden Häuserkomplexes mit zwei langen Seiten an der Domgasse und an der Saale, einer kurzen Seite im Süden und einer längeren gegenüber dem Dom, die vermutlich erst entstand, als das Gebäude zu Wohnzwecken bestimmt worden war, hat sich nichts geändert. Erhalten sind das wappengeschmückte Doppelportal an der Domgasse, ein Renaissanceportal im Innenhof, wo noch ein Rest der vermutlich einmal den gesamten Hofraum umschließenden Säulenkade zu sehen ist. Interessant ist ein spätromanisches Portal auf der Nordseite, das vermutlich aus dem 1530 abgebrochenen Neuwerkloster stammt, das Baumaterial und Kunstwerke auch für den Palast des Hans von Schenitz lieferte. Die Schauseite des „Neuen Gebäudes“ an der Saale war, passend zum Dom, mit einer Reihe von zehn kastenförmigen Giebeln besetzt, die von Türmchen bekrönt waren; als Bauschmuck dienten halbrunde Erker von unterschiedlicher Höhe, die mit flachen Zwiebdächern gedeckt waren. Eine solide aus Stein gebaute Brücke führte über die Mühl- saale zu einem heute verschwundenen schmuckvollen Renaissanceportal. Im Vergleich zu dem erst fünfzehn Jahre vor der Erbauung der Stiftsgebäude in der Formensprache der Spätgotik errichteten stark befestigten Moritzburg muss das Neue Stift in seiner klaren Linienführung sehr modern und vor allem höchst zivil und unkriegerisch gewirkt haben.

Nachdem der Kardinal 1541 Halle verlassen hatte, diente das „Neue Gebäude“, von dem wir nicht wissen, ob es fertig gestellt wurde und ob der Bauherr es jemals bewohnt hat, gelegentlich noch zum Empfang und zur Unterbringung fürstlicher Personen und vornehmer Gäste. Stiftsbehörden hielten ihren Einzug. Als „Fester Platz“ war es wahrscheinlich ständig von einer Wache besetzt.

Im Januar 1637 brannte die Moritzburg aus Unachtsamkeit der sächsischen Besatzung nieder. Zurück blieb eine Ruine, die weitgehend unbewohnbar,

aber nicht so rettungslos verloren war, dass nicht Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Brandenburg, nachdem er 1680 Besitz vom Erzstift, nunmehr Herzogtum Magdeburg, ergriffen hatte, an einen Wiederaufbau zur Unterbringung der Landesbehörden gedacht hätte, was jedoch aus Geldmangel unterblieb.

Stattdessen erlebte das Neue Gebäude nach rund einhundert Jahren des Leerstands und der Vernachlässigung eine glanzvolle Wiedergeburt, als es der seit 1638 im Erzstift regierende Administrator Augustus, ein Wettiner, zu seinem fürstlichen Wohnsitz erwählte. Allerdings endete seine und seiner Nachkommen Anwesenheit in Halle mit dem Tode des Administrators 1680, da das ehemalige Erzstift Magdeburg im Westfälischen Frieden von 1648 dem Kurfürstentum Brandenburg zugeordnet worden war. Anders als sein Vorgänger, der Hohenzoller Johann Friedrich, der vorzugsweise in Wolmirstedt residierte, hat sich Augustus, der in der sächsischen Landesteilung vom 1. Mai 1657 die Sekundogenitur Sachsen-Weißenfels mit Weißenfels als Residenz zugeteilt bekam, vorzugsweise im nahen Halle aufgehalten, wo er ein standesgemäßes Hofleben führte und eine reiche Hofkultur ins Leben rief, deren Mittelpunkt das Neue Gebäude, nun zur herzoglichen Residenz aufgestiegen, mit ihren zahlreichen Dependancen wie Parks und Gärten, Lust- und Jagdhäuser, Theater und Konzertsaal bildete. Am Bauwerk selbst haben sich Spuren aus der Residenzzeit nicht erhalten. Man begnügte sich mit dem Vorhandenen und vermied kostspielige Baumaßnahmen, weil seit 1660 das monumentale Schloss in Weißenfels im Entstehen begriffen war, so dass alles, was vom Neuen Gebäude des Kardinals übrig geblieben ist, die Zeiten in den unverfälschten Formen der frühen Renaissance überdauert hat, während der Barockstil nur in der üppigen Ausstattung des Doms in Erscheinung tritt.

Der Tod des Regenten im Jahr 1680 bedeutete das Ende des alten Erzstifts und der Herzogszeit mit ihrem vergleichsweise bescheidenen Glanz, die nach den Schrecken des Dreißigjährigen Kriegs der halleschen Bevölkerung eine Zeit des Friedens und der Erholung beschert hatte. Während der Hof mit Hofstaat, Beamtenschaft, Theater und Kapelle nach Weißen-



Abb. 4.
Kühler Brunnen,
Teilrestaurierter
Zustand (Foto:
Jana Schwarze,
2012).

tute für Geologie und Mineralogie sowie das weit über Halle hinaus bekannte Geiseltalmuseum. Man unterzog 1788 das inzwi-

schadenhaft gewordene Bauwerk einer „Sanierung“ nach preußisch-sparsamer Manier, indem man es allen Schmucks entkleidete, die Arkaden im Innenhof bis auf einen geringen Rest zumauerte oder beseitigte, die Bruchsteinmauern je nach Bedarf mit Ziegelmauerwerk ausflickte, die Fensteröffnungen vereinheitlichte und in Reih und Glied ausrichtete, sodass die einst abwechslungsreich gegliederte Schauseite an der Saale den Anblick einer Kaserne von der schlichsten Art bietet. Dass nicht auch die wertvollen Portale an der Domgasse und im Innenhof dem blinden Eifer der „Restauratoren“ zum Opfer fielen, ist wohl nur dem Umstand zu verdanken, dass sie nicht störten und ein Abriss zu teuer geworden wäre. Trotz aller Verstümmelungen hat das Baudenkmal einen Teil seiner Würde bewahren können. Besonders der Innenhof mit seinen von Weinlaub umspunnenen Mauern, den schönen Portalen, den Arkaden und großen Bogenfenstern vermittelt eine verzauberte, fast italienisch anmutende Stimmung und kann mit Fug und Recht als eines der „schönsten und wertvollsten Hofensembles in Mitteldeutschland“ bezeichnet werden.

Für die hallesche Bevölkerung, die nach dem Auszug der Universitätsinstitute anlässlich der Kardinal Albrecht-Ausstellung im Jahr 2006 erstmals Zutritt zu den bisher der Öffentlichkeit verschlossenen Innenräumen erhielt, war diese Begegnung eine Überraschung, verbargen sich doch hinter den äußerlich unscheinbaren Mauern weiträumige helle Säle mit herrlichem Saaleblick, Reste von floralen Decken- und Wandbemalungen und elegante Bogengänge.

Zur Zeit wird ein Teil der Häuser als Depot von der Stiftung Moritzburg genutzt, doch nur als Provisorium, bis geeignete Räumlichkeiten gefunden worden sind. Die Säle werden gelegentlich für Veranstaltungen, die Gewölbe und Bogengänge im Nordflügel für Ausstellungen geöffnet, das Geiseltalmuseum ist geschlossen. Gegenwärtig befindet sich die Residenz in der Verwaltung des Landes Sachsen-Anhalt. Der Leerstand hat seine Spuren hinterlassen. 2011 mussten ein Portal saniert und Mauern ausgeteert werden, nun haben sich in der Decke des großen Saals Risse gezeigt. Eine aufwändige Reparatur der gesamten „Deckenbalkenlandschaft“ in beiden Sälen steht bevor. Das Finanzministerium möchte die „Immobilie“ gern loswerden, was aber, da weder ein Interessent noch eine Nutzungskonzeption in Sicht sind, schwierig werden dürfte.

Um einen Verein, der große Pläne zum Ausbau des Baudenkmals zu einem Kulturzentrum schmiedete, ist es still geworden, nachdem ihm 2007 die missbräuchliche Verwendung von Fördermitteln angelastet wurde.

Verfasserin dieser Zeilen muss gestehen, dass sie mit Beklommenheit in die Zukunft der Residenz blickt, zumal auch die beiden noch anwesenden Nutzer, die Stiftung Moritzburg und das Geiseltalmuseum, eine Verlagerung ihrer Deposita bzw. ihres Museumsgutes planen. Es bliebe in diesem Falle nur die sporadische Verwendung der Säle für Veranstaltungen übrig – zu wenig, um ein solch komplexes Bauwerk am Leben zu erhalten.

Nach Auskunft der Stiftungsleitung sind die Deposita des Kunstmuseums zwar nicht unbedingt ideal, aber doch ausreichend sicher untergebracht. Könnte nicht ein sehenswerter Teil dieser Deposita in wechselnden Ausstellungen dem Publikum zugänglich gemacht werden? Die Vorkehrungen, die bisher zur sicheren Aufbewahrung der Kunstschätze getroffen wurden, kämen einer solchen Nutzung entgegen.

Eine Verlegung des Geiseltalmuseums an einen wie auch immer gearteten Ort – im Gespräch ist das ehemalige Physikalische Institut gegenüber der Moritzburg, ein stattlicher, aber recht nüchterner Bau aus dem 19. Jahrhundert – hält die Verfasserin für verfehlt, nicht zuletzt aus stadt- und universitätsgeschichtlicher Sicht. Haben sich

fels übersiedelte, trat an seine Stelle der straffe, moderne Beamtenstaat des Großen Kurfürsten, der für das Residenzschloss eines Duodezfürsten keine Verwendung hatte.

Doch steckte im Ende der alten Residenz ein neuer Anfang, der den Wandel Halles von der Residenz- zur Schulstadt einleitete, wobei die Initiativen von verschiedenen Seiten ausgingen, u. a. von dem ehemaligen herzoglichen Kammerdiener Jean Michel Millié la Fleur, einem Refugié, der eine nach dem Abzug des Hofes von den vornehmen halleschen Bürgern als schmerzlich empfundene Lücke ausfüllte, indem er eine „Sprach- und Exerzitienschule“ einrichtete, wo ihre Söhne all das lernen konnten, was zur feinen Lebensart gehörte. Sie wurde zu einer der Keimzellen für die von Kurfürst Friedrich III. 1693 gegründete Universität. Da Mittel nicht vorhanden waren, fanden die Lehrveranstaltungen teils in den Wohnungen der Professoren, teils im alten Scharreng Gebäude und in der Ratswaage am Marktplatz statt, wo es aber bald zu eng wurde. 1735 sprach der sparsame König Friedrich Wilhelm I. ein Machtwort und wies der Universität vier Säle im Westflügel der Residenz zu, erntete aber wenig Zustimmung, weil die Professoren und Studenten die Hörsäle für zu abgelegen hielten. 1788 erhielt die Residenz endlich die Bestimmung, die ihr von ihrem Erbauer, dem Kardinal Albrecht, ursprünglich zugedacht worden war und die sie bis ins 21. Jahrhundert ausgeübt hat – sie nahm Einrichtungen, Institute und Sammlungen der Universität auf, u. a. die Chirurgie, die Anatomie, die Entbindungsanstalt, später das Provinzialmuseum und zuletzt die Insti-

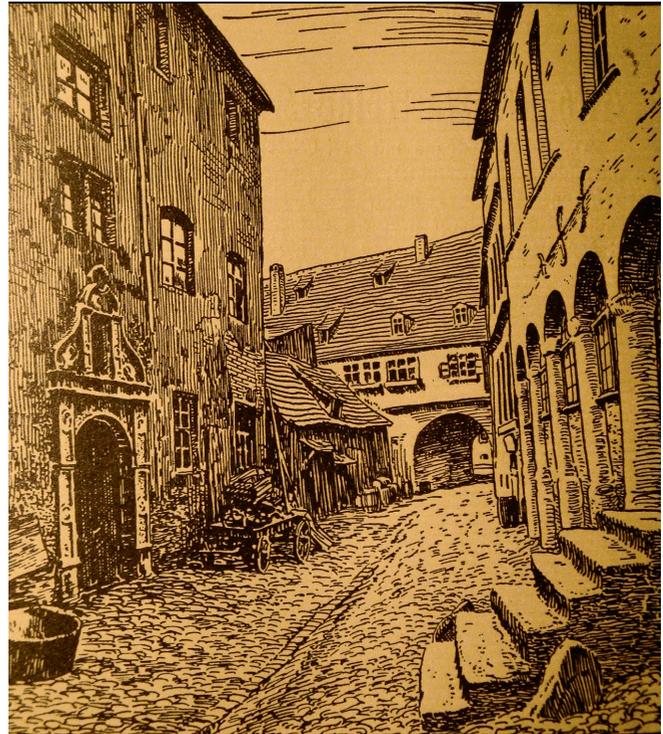
doch seit Ende des 18. Jahrhunderts aus den in den Räumen der Residenz untergebrachten Sammlungen Halles bekannteste Museen entwickelt. Das Ambiente dieses Baudenkmals ist für das Geiseltalmuseum, das weltweit einzigartige Fossilien aus der Zeit des Tertiärs aufbewahrt, durch kein anderes zu ersetzen.

Der Kühle Brunnen

Während sich die Residenz – noch – einer gewissen Obhut seitens des Landes Sachsen-Anhalt erfreuen kann, präsentiert sich der „kleine Bruder“, der zur gleichen Zeit entstandene und von den gleichen Baumeistern gestaltete Palast des Großkaufmanns Hans von Schenitz, weiland Kämmerer, Finanzier und Baumeister des Kardinals Albrecht, im wahrsten Sinne als „Haus ohne Hüter“. Das um zwei Höfe gebaute Anwesen erstreckt sich vom Markt bis zur Großen Nikolaistraße (früher Großer Schlamm) und entspricht formal und funktionell dem Typus der Handelshöfe, die Schenitz auf seinen italienischen Reisen kennengelernt hatte – Mehrzweckgebäude, bei denen Wohnbau und Handelshof getrennte Bereiche bildeten. Erhalten ist nur ein Torso des einstigen Prachtbaues.

Abgeschlossen von den Gerüchen, Geräuschen und der Unruhe des Handelshofs lag um den ersten Hof gruppiert der private Wohnbereich mit Wohn-, Küchen- und Wirtschaftsgebäuden. Das repräsentative Wohnhaus am Markt, das die Jahreszahl 1531 trägt, wurde später zweigeteilt in die Häuser Marktplatz 15 und 16. Den Abschluss zum Handelshof und die Verbindung zwischen Wohn- und Küchenbau bildet der sogenannte Galeriebau, der am meisten bedrohte Teil des Ensembles. Im Küchenbau ist die kreuzgrat- und zellenüberwölbte Küche gut erhalten, in den Wohnhäusern erinnern eine in Sternformen geteilte, farbig gefasste Kassettendecke nach venezianischem Vorbild, ein Portal mit dem Namen des Erbauers, ein Kamin, in dessen Gewände zierliche, vermutlich aus dem abgerissenen Kloster Neuwerk stammende gotische Säulchen eingearbeitet sind, sowie eine Bohlenstube mit Spuren von Malereien an vergangene Pracht. In den Handelshof gelangte man mit Pferd und Wagen von der Kleinen Klausstraße aus durch den ursprünglich freistehenden Torbau zum Kauf-

Abb. 5.
Kühler Brunnen,
Federzeichnung
von Hans v.
Volkmann, Ende
19. Jahrhundert
(aus: *Alt-Halle.
Verschwundenes
und Erhaltenes
aus der alten
Salzstadt an der
Saale*, 2. Aufl.
Halle o. J.,
S. 23).



und Lagerhaus, von dem nur noch ein auf Säulen ruhendes Rundbogentor erhalten ist. Die Hofseite mit ihrer doppelten Arkadenreihe musste der belanglosen Ziegelmauer eines benachbarten Geschäftshauses weichen. Ein Torhaus mit rundgewölbter Einfahrt bildete den Abschluss des Hofes zur Großen Nikolaistraße und wurde erst in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beseitigt. Dem Handelshof gegenüber liegt der Saalbau, den man durch ein am Treppenturm angebrachtes kunstvoll gestaltetes Renaissanceportal mit dem Wappen des Hans von Schenitz betrat. Hier konnte dieser seine Geschäftsfreunde und Kunden bewirten und mit Festlichkeiten unterhalten. Reste von Bemalungen, Stuckaturen und Tafelungen zeugen von der einst vornehmen Ausstattung. Der Saalbau wurde in den 1980er-Jahren unter Aufsicht des Instituts für Denkmalpflege restauriert; dabei wurden der Rundgiebel an der Kleinen Klausstraße, die Kuppel auf dem Treppenturm und die verglasten Fachwerkkloggien komplett erneuert. Leider geriet die Sanierung nach der Wende ins Stocken, und das Bauwerk wirkt nach über zwanzig Jahren Leerstand selbst schon wieder restaurierungsbedürftig. An den Saalbau schließt sich der ursprünglich freistehende Torbau an. 1664 verkauften die Erben des Hans von Schenitz das große Grundstück an die Stadt Halle, die nur den Saalbau, den eigentlichen Kühlen Brunnen, mit dem seit Schenitz' Zeiten die Weinschanksgerechtigkeit verbunden

war, behielt und die übrigen Häuser an Privatleute veräußerte. Den Weinschank betrieb die Stadt im Erdgeschoss weiter. In den oberen Geschossen waren zeitweise die Innungsstube der Handwerker und eine katholische Kapelle untergebracht. Den Großen Saal nutzte die Universität für Sektionen und anatomische Vorlesungen, bevor geeignete Räumlichkeiten in der Residenz gefunden wurden. Im 18. Jahrhundert entwickelte sich der Weinschank zum beliebten Universitätswein- und -bierkeller, in dem der Broihan, eine hallesche Bierspezialität, ausgeschenkt wurde und gelegentlich Schauspielertruppen gastierten. Historische Bedeutung gewann der Kühle Brunnen als Geburtsstätte der halleschen Arbeiterbewegung. Am 19. April 1868 wurde in der Gaststätte die Ortsgruppe Halle des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins gegründet.

Ende der 1990er-Jahre wurde das längst geteilte Anwesen an drei „Investoren“ versteigert, u. a. an den „Immobilienentwickler“ Dieter Schuh, um dessen Projekte im Kühlen Brunnen es jedoch still geworden ist. Während das Haus Marktplatz 15 saniert ist, der Saalbau und das Torhaus, die der „Halleschen Brauerei“ gehören, einigermaßen gesichert sind, bietet das Grundstück Marktplatz 16, zu dem Küchen- und Galeriebau gehören, hinter einer scheinbar intakten



Abb. 6.
Stadtgut Am-
mendorf/Beesen
(Foto: Jana
Schwarze).

Fassade einen verwehrten Anblick. Am meisten gefährdet ist der Galeriebau, da sein schadhaftes Dach seit Jahren nur mit einer Plane zugedeckt ist. Die Stadt ist zur Zeit mit Erfolg bemüht, die schlimmsten Schandflecke, die die belebten Touristenwege zwischen dem Hallmarkt, wo die Reisebusse halten, und den Sehenswürdigkeiten in der Altstadt säumen, zu beseitigen. Das ehemalige Gasthaus „Zum Schwarzen Bären“ wirbt bereits um Mieter, und das malerische Fachwerkhaus Graseweg 16 hat kürzlich Richtfest gefeiert. Dagegen sind zwei ebenso wichtige Baudenkmale wegen ihrer etwas versteckten Lage ins Hintertreffen geraten: das ehemalige Hotel „Zum Kronprinzen“, ein 22-achsiger zweistöckiger Bau aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, der bis vor wenigen Jahren die Poliklinik Mitte beherbergte und der benachbarte Kühle Brunnen. Beide Baudenkmale nehmen beträchtliche Flächen ein, ein lautloses Dahinschwinden oder gar ein Abriss würden nicht wieder gut zu machende Lücken im Bild der ohnehin durch frühere Bausünden stark beschädigten Altstadt reißen. Zu begrüßen ist, dass mittlerweile baugeschichtliche Forschungen⁴ stattgefunden haben, die neues Licht in die Entstehung des Kühlen Brunnens gebracht haben und die Einzigartigkeit des Bauwerks hervorheben.

Die haleschen Stadtgüter Ammendorf/Beesen, Gimritz und Seeben

Die Stadt Halle hat seit dem 16. Jahrhundert mehrere große Landwirtschaftsbetriebe in Besitz gehabt und wieder verloren. Bei guter Finanzlage der Stadt galten sie als gewinnbringende Investition, seit dem 19. Jahr-

hundert verloren sie ihre landwirtschaftliche Bedeutung. In den Vordergrund trat ihre Rolle im Rahmen der Stadterweiterungen, der Einrichtung kommunaler Betriebe und industrieller Anlagen, denen der größte Teil der Ackerflächen geopfert wurde. Die dazu gehörigen Gutsanlagen und Herrenhäuser wurden auf vielfältige Weise genutzt, leider auch „vernutzt“. Über kurz oder lang standen alle drei leer und verfielen zusehends. Heute haben sie eine neue Nutzung und Investoren gefunden, die den denkmalgeschützten Bauensembles, die eng mit der Geschichte der Stadt Halle verbunden sind, eine Zukunft gegeben haben.

Ammendorf/Beesen

Beide Rittergüter, nahe benachbart an der Elster, einem Nebenfluss der Saale, gelegen, bildeten ursprünglich eigene Rittersitze, besetzt mit Dienstadligen, die sich nach ihnen benannten. Ein Heinemann von Ammendorf, braunschweigischer Vasall, wird erstmals 1239 erwähnt. Er starb in einer Fehde des Erzbischofs Wilbrand von Magdeburg gegen den Markgrafen Otto von Brandenburg, der mit den Herzögen von Braunschweig verbündet war. Der Tod des Ammendorfers gab dem Erzbischof Anlass, das störende Vasallen- bzw. Lehnverhältnis zu Braunschweig aufzulösen und die Witwe mit ihren Söhnen durch Tausch in die erzstiftische Ministerialität aufzunehmen. Unter der einflussreichen Familie von Kotze, deren Mitglieder zu den wichtigsten Ratgebern, Beamten und Militärs der magdeburgischen Erzbischöfe gehörten, treten im 15. Jahrhundert die Rittergüter Ammendorf und Beesen erstmalig in einer gewissen Personalunion auf. Beesen hatte ursprünglich einen eigenen Adel gehabt, der sich nach dem Ort nannte, aber auch andere Lehnsträger, halesche Bürger und Klöster, waren in

Beesen begütert. Im Jahr 1387 wurde der Ritter Hermann von Kotze wegen seiner Verdienste mit dem Dorf Beesen belehnt. Die Kotzes betrieben eine rücksichtslose Besitzpolitik mit dem Ziel eines geschlossenen Herrschaftsbereichs im Süden von Halle, wobei Hermann die Rechte, die er als Burgvogt von Giebichenstein gegenüber der Stadt hatte, für seine Ziele missbrauchte. Übler noch gestaltete sich die Situation für Halle unter dem Regime des Erzbischofs Günther (1403 bis 1445), der mit dem Vorsatz angetreten war, verlorene Rechte des Erzstifts wiederherzustellen, zu festigen und zu erweitern und den Unabhängigkeitsbestrebungen der Städte ein Ende zu bereiten. In der Fehde von 1425 hatte die Stadt es gleich mit zwei Kotzes zu tun: dem erzbischöflichen Hauptmann auf dem Giebichenstein, Ulmann Kotze, und seinem Bruder Peter sowie weiteren Kumpanen, unter ihnen auch mit Hans von Ammendorf, Hauptmann zu Wettin, die die Stadt und ihre Bürger aufs böseste schikanierten. Obwohl die Kotzes die Fehde nur durch einen Vergleich beenden konnten, schickten sie der Stadt zwei Jahre später wiederum einen Fehdebrief zu, hatten aber ihre Kräfte überschätzt und gerieten in Geldschwierigkeiten, die sie zwangen, die Rittergüter Beesen und Ammendorf zu verpfänden. Die Land verwüstenden Fehden wurden beendet, als Erzbischof Friedrich III. (1445 bis 1464) im Jahr 1445 Beesen und Ammendorf zurückkaufte, sie aber bereits zehn Jahre später an Georg von Bose veräußerte und ihn damit belehnte. Für die Stadt Halle bedeutete der Besitzerwechsel, dass ihrer Güter- und Besitzpolitik im Süden der Stadt vorerst ein Riegel vorgeschoben war. Der wirtschaftliche Niedergang des Bose'schen Grundbesitzes im Saale-Elster-Raum setzte vermutlich ein, als die Brüder Georg und Christoph 1551 zur Teilung schritten. Georg erhielt Ammendorf und Christoph bekam Beesen. Ende des 16. Jahrhunderts war die Familie u. a. bei der Stadt derartig hoch verschuldet, dass ein Verkauf unumgänglich wurde. Nun endlich war für die Stadt die Gelegenheit gekommen, diesen Pfahl im Fleische unschädlich zu machen und die Bose'schen Güter in ihren Besitz zu bringen. Die Vorteile lagen auf der Hand: Der Erwerb von Grundbesitz galt als sichere Geldanlage; die Stadt

konnte ihren Landbesitz im Süden erweitern und die zahlreichen Streitigkeiten, die sich aus der Grenzlage der Feldfluren ergaben, beenden. 1593/94 wurden mit Konsens des Administrators Joachim Friedrich, der sich zunächst der Belehnung widersetzt hatte, von der Stadt Halle die Güter Ammendorf und Beesen für 17 000 bzw. 24 000 Rheinische Gulden erworben. Beide bildeten seither eine Einheit, wobei sich Beesen zum eigentlichen Wohnsitz, Ammendorf zu einem Vorwerk mit Schäferei entwickelte. Wie aus den am Hoftor, am Brauhaus und einem der Wohnhäuser angebrachten Jahreszahlen zu entnehmen ist, hat die Stadt unverzüglich nach dem Erwerb mit dem Neubau des Guthofs begonnen. Erhalten blieb aus Bose'scher Zeit nur das Herrenhaus mit seinen Renaissancegiebeln und einem Turm mit welscher Haube. Es steht heute noch, allerdings ohne die Giebel und mit verkürztem Turm, der statt der geschweiften Haube ein schlichtes pyramidenförmiges Dach trägt. Leider konnte sich die Stadt Halle des so teuer erkauften Besitzes nicht lange erfreuen. Der Dreißigjährige Krieg mit seinen ungeheueren Kontributionen und immensen Schäden hatte die Stadt dermaßen in Schulden gestürzt, dass sie zur Veräußerung gezwungen war. Hauptgläubiger waren die Herren des Domkapitels, die eine Forderung von über 35 400 Reichstaler präsentierten. So gingen denn die Stadtgüter Ammendorf und Beesen für 34 000 Taler auf Wiederkauf an das Magdeburger Domkapitel über. Das Wiederkaufsrecht hat Halle niemals außer Acht gelassen und sich auch, nachdem es ihr auf 50 Jahre entrissen wurde, immer wieder darauf berufen. Doch war ihre Finanzkraft so gering, dass sie auch günstige Gelegenheiten zur Wiedereinlösung ungenutzt streichen lassen musste. Diese schien in weite Ferne gerückt, als im Jahre 1717 der General Kurt Hildebrand Freiherr von Löben, selbst Mitglied des Domkapitels, die Rittergüter Ammendorf und Beesen erwarb. Die Art und Weise des Erwerbs war typisch für die Wirtschaftspolitik des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen, der systematisch die ertragreichsten Güter im Lande aufkaufte, um sie in königliche Domänen zu verwandeln bzw. mit ihnen seine Söhne oder verdiente Beamte und Militärs auszustatten. So hatte er auch Löben seine

magdeburgischen Güter abgekauft, der seinerseits daran interessiert war, die Kaufgelder wiederum in Grundbesitz anzulegen. Da Löben die Gunst des Königs genoss, gestaltete sich der gesamte Gütertransfer unter für ihn höchst günstigen Bedingungen, wobei der Druck des Herrschers auf Domkapitel und Stadt deutlich zu spüren ist. Die Stadt konnte zwar ihr Wiederkaufsrecht mit Mühe und Not aufrecht erhalten, durfte es aber erst in fünfzig Jahren geltend machen. Ein Inventar, das 1718 im Zusammenhang mit der Inbesitznahme durch den General von Löben aufgestellt wurde, nennt neben den obligaten Ställen und Scheunen mehrere Wohnhäuser, darunter das bereits genannte Herrenhaus mit Bohlenstube, Wendeltreppe und Uhrturm, ein weiteres Wohnhaus mit einem schiefergedeckten Türmchen über dem Wendelsteig und einem durch einen Gang verbundenen Nebengebäude, das die Schulstube und einen kleinen Saal beherbergte. Genannt wird weiterhin das „Neue Gebäude“ mit Keller, Schmiede und Kammern, hölzernem Wendelsteig zu einem ziegelgedeckten Türmchen, der Herrenstube mit getäfelter Decke und „eingefaßtem Tafelwerk zum Zierrat“ – offenbar das einzige mit einigem Luxus ausgestattete Zimmer im gesamten Gutskomplex – außerdem das „Bollwerk“ und das aus hallescher Zeit stammende Brauhaus mit Wohnhaus, Malzhaus und „Luftmalzgebäude“. Alle Gebäude waren aus Stein und hatten Ziegeldächer, ein großer Fortschritt gegenüber den Strohdächern aus Bose'scher Zeit. Zum Gut Beesen gehörten ein Lustgarten mit Lusthaus, mehrere Nutzgärten und ein Weinberg. Trotz der vorteilhaften Verkaufsbedingungen hatte Löben wenig Glück mit seinem Neuerwerb. Schon 1726 stand er wegen angehäufter Schulden in Verkaufserhandlungen mit der Theologischen Fakultät zu Halle, die den gesamten Komplex für 49 000 Taler ankaufte. Die Meinung der Stadt zu dieser Transaktion war nicht gefragt. Sie hielt jedoch zäh an ihrem Wiederkaufsrecht fest und machte es gleich nach Ablauf der 50-Jahrfrist, sehr zum Ärger und zur Beunruhigung der Theologischen Fakultät, erneut geltend, allein es fehlte damals noch an Geld. Erst durch den Verkauf des Stadtguts Domnitz, dem Einsatz von Pachtgeldern aus dem Stadtgut

Gimritz sowie bedeutenden Kapitalaufnahmen bei preußischen Banken konnte die Kaufsumme von „50 123 Reichstälern incl. 40 100 in Gold“ aufgebracht werden. Die Schuldentilgung dauerte fast 40 Jahre. Im Jahr 1841 war das Stadtgut Ammendorf/Seeben schuldenfrei. Der finanzielle Kraftakt sollte sich bald bezahlt machen, denn 1867/68 konnte die Stadt nach der verheerenden Choleraepidemie von 1866 auf eigenem Grund und Boden ein Wasserwerk anlegen, das die wachsende Industriestadt Halle mit sauberem Trinkwasser versorgte. Ein anderer Reichtum waren die lange unerkannt und ungenutzt gebliebenen Kohlenschätze u. a. im Ammendorfer Revier. Damit setzte eine Entwicklung ein, die auch andere stadtnahe Gutsbetriebe durchmachten: der Verbrauch ihrer Ackerflächen für kommunale und industrielle Zwecke. Aus dem 19. Jahrhundert stammen zwei große Speicherbauten in Bruchstein- und Ziegelmauerwerk sowie eine Scheune mit einer besonders interessanten Leimbinder-Dachkonstruktion. Zu DDR-Zeiten wurden die Gutsgebäude von einer Landwirtschaftlichen Produktionsgemeinschaft genutzt und baulich völlig vernachlässigt. Im Umfeld des Guts entstand jener Wildwuchs aus Werkstätten, Garagen, undefinierbaren Buden, Lagerhallen- und -plätzen, den unregelmäßig und unbeaufsichtigtes Bauen hervorzubringen pflegt. Es gibt weit und breit kein Bauwerk, das so rigoros aller architektonischen und landschaftlichen Reize, ja seiner Würde entkleidet worden wäre wie dieser Gutshof. Der jetzige Eigentümer und Nutzer ist der Waldorf-Schulverein, der dem Ensemble nach und nach sein einstiges Bild, das sich seit dem 16./17. Jahrhundert im Grunde nicht allzu sehr verändert hat, zurückgibt. Seit 1995 wurden über die Hälfte der Baulichkeiten denkmalgerecht restauriert und schulischen Zwecken nutzbar gemacht. Zur Zeit werden die aus feinem Sandstein gearbeiteten Fenstergewände im alten Herrenhaus erneuert, eine kostspielige Arbeit, die gewiss längere Zeit in Anspruch nehmen wird. Noch macht das Ensemble einen uneinheitlichen und provisorischen Eindruck, und Projekte wie der Umbau eines der großen Speicher aus dem 19. Jahrhundert zur dringend benötigten Turnhalle, die Restaurierung des eindrucksvollen, baulich



Abb. 7. Stadtgut Gimritz, Herrenhaus (Foto: P. Herrmann-Trost).

stark gefährdeten Brauhauses aus dem Jahre 1593 und des mit dem halleischen Stadtwappen geschmückten, hochgewölbten Eingangstors stehen aus und werden noch viele Millionen Euro verschlingen, die der Verein im Wesentlichen selbst erwirtschaften muss. Doch es geht voran, und allmählich schält sich aus der grauen Verwahrlosung der zwar nicht auf Repräsentation, so doch auf solide Zweckmäßigkeit bedachte Bau des alten Gutshofs heraus.

Gimritz

Der winzige, auf der Saaleinsel Peißnitz gelegene, Slawenweiler Gum-

niste/Gimritz mit drei Hufen und vier Höfen gelangte aus dem Besitz der nahezu „ausgemordeten“ Familie der Grafen von Stade durch Schenkung der Witwe Richardis und ihrer Kinder Ende 1134 an das Kloster Neuwerk bei Halle, das hier einen Klosterhof und eine Wassermühle anlegte. Nach Aufhebung des Klosters durch Kardinal Albrecht im Jahr 1528 ging Gimritz an das Neue Stift über, das eine Schäferei an der Wilden Saale erbaute. Nach Auflösung des Neuen Stifts gelangte die Peißnitz mit Klostervorwerk, Mühle und Schäferei auf dem Wege der Erbpacht, die später in einen Erbkauf umgewandelt wurde,

Abb. 8. Stadtgut Gimritz, umgebauter Wirtschaftsflügel (Foto: P. Herrmann-Trost).



an die Stadt Halle über mit der ausdrücklichen Weisung, *aus dem Vorwerk keine Festung zu machen und keine steinernen Kemenaten oder Bollwerke, auch andere gefährliche Gebäude dort zu errichten, dagegen mit einem Wagen und Geschirr dem Erzbischof in Kriegszeiten Dienst zu leisten*⁵. Wie viele andere Güter in und um Halle hatte auch Gimritz im Dreißigjährigen Krieg schwer unter Brandschatzungen und Plünderungen zu leiden. Erst 1730/40 wurden nach einem notdürftigen Erhaltungszustand die Gutsgebäude und die Mühle von Grund auf neu gebaut. Erhalten ist aus dieser Zeit das alte Herrenhaus, ein etwas ungewöhnlicher rechtwinkliger Bau mit Freitreppe und steilem Satteldach, das im Scheitelpunkt des Winkels eine schmale Falte bildet. Nach den Napoleonischen Kriegen war die Stadt durch maßlose Kontributionen finanziell ruiniert und verschuldet, sodass sie sich nebst anderen Besitztümern auch von ihrem Stadtgut Gimritz trennen musste, das 1821 zunächst durch Erbpacht, nach Ablösung des Erbpachtkanons 1853 in den Alleinbesitz des Giebichensteiner Oberamtmanns August Ludwig Remigius Bartels überging. Heute erinnern an die Bartel'sche Zeit der kleine, aber feine Gutspark, der als geschützter Park den Hallensern Erholung bietet, sowie das neue Herrenhaus, das entfernt an italienische Landhäuser denken lässt, mit Aussichtsturm (Belvedere), Terrasse und Orangerie. Aus dieser Zeit stammt auch die Stärkefabrik. Halle hatte den Gedanken an Rückkauf nie aufgegeben, aber es dauerte bis zum Jahr 1887, bis sie die nötigen Mittel aufbringen konnte, um diesen in die Tat umzusetzen. Damit begann aber auch schon der Niedergang des Guts Gimritz als bedeutender landwirtschaftlicher Großbetrieb, denn mit dem Ankauf waren von Anfang an kommunalpolitische Absichten verbunden. Es begann die Umgestaltung der Peißnitz als städtisches Naherholungsgebiet mit Sport- und Spielplätzen, Restaurants, bequemen Wegen, Alleen und Brücken. Das Gut selbst wurde mit Mühle, Schäferei und landwirtschaftlichen Flächen an den Gutsbesitzer Paul Kohnert verpachtet, der das Herrenhaus nach dem Auszug der Familie Bartels in gründlich verwahrlostem Zustand vorfand und deshalb Klage bei der Stadt als Verpächterin erhob; grundlegende Sanie-

rungsarbeiten wurden aber erst 1907 durchgeführt. Da das Gut in das geplante Naherholungsgebiet integriert werden sollte, spielten bei Neubauten erstmals neben wirtschaftlichen auch ästhetische Gesichtspunkte eine Rolle. Es ist ein Ausdruck der neuen städtebaulichen Sensibilität, dass man, als ein neues Stallgebäude gebraucht wurde, den städtischen Kunstgewerbeverein in die Planung einbezog. In den 1920er-Jahren verlor die landwirtschaftliche Nutzung des Stadtguts mehr und mehr an Bedeutung, zuletzt war es der Flugplatz, der ihm erhebliche Agrarflächen entzog. Nach 1933 hörte der Gutsbetrieb völlig auf. Die Gutsgebäude und das Herrenhaus wurden vom Arbeitsdienst und anderen NS-Organisationen genutzt. Zu DDR-Zeiten dienten die Gutsgebäude verschiedenen Zwecken, u. a. als Möbellager; im Herrenhaus saß das Liegenschaftsamt und im Ochsenstall mit seinen Kreuzgewölben befanden sich Büros. Nach der Wende setzte wie bei fast allen ähnlichen Bauensembles der jähe Niedergang ein; verschiedene Nutzungskonzepte scheiterten; die Behörden zogen aus. 1995 wurde das denkmalgeschützte Gut öffentlich ausgeschrieben, wobei es als ein „in seiner Gesamtanlage beeindruckendes Bauensemble“ beschrieben wurde. Nur vier bis fünf Jahre des Leerstands genügte, um das nach der Wende noch in einigermassen annehmbaren Zustand befindliche Gut in eine trostlose Ruine zu verwandeln. 1998 fiel eines der Wirtschaftsgebäude einem Brandanschlag zum Opfer, und das Herrenhaus stand, da an der ungeschützten Parkseite sämtliche Fenster eingeschlagen waren, Wind und Wetter offen.

Die Rettung kam, als die halesche Firma Prof. Schuh Securitas GmbH, die schon das Steintorvariété saniert hatte, im Jahr 2001 das 16 645 qm große Grundstück, von dem 4 700 qm bebaut waren, erwarb und unverzüglich mit der Sanierung und dem Umbau des Gutshofs zu Wohnzwecken begann. Dabei erhielten die zukünftigen Bewohner Mitsprachrecht bei der Planung ihrer Wohnungen in den ihrer ehemaligen Zweckbestimmung gemäß sehr unterschiedlich gestalteten Wohnhäusern, Scheunen, Ställen und Fabrikgebäuden. Nur die Kreuzgewölbe im Ochsenstall blieben tabu. Die zahlreichen Gebäudestrukturen vom noblen Herrenhaus bis



Abb. 9. Stadtgut Seeben, Herrenhaus, Zustand 2012 (Foto: P. Herrmann-Trost).

zum schlicht-soliden Wirtschaftsbau ermöglichen es auch Familien mit geringerem Einkommen, eine Wohnung im „Reihenhaus“ zu erwerben. Daneben entstanden komfortable und extravagante Maisonettewohnungen mit Dachterrasse im ehemaligen Ochsenstall sowie hochwertige Wohnungen mit Balkon und Blick zur Saale. Im Gutshof, unter dem sich die Tiefgarage verbirgt, grünt und blüht es in den abwechslungsreich gestalteten Vorgärten, und dort tummeln sich – ein seltener Anblick – Kinderscharen auf autofreien Wegen. Nichts erinnert mehr an den alten Gutshof mit seinen Gerüchen und Geräuschen, mit Misthaufen, Pferdeschwemme, landwirtschaftlichen Geräten und herumlaufenden Getier. Inzwischen leben auf dem Gutshof Gimritz an die hundert Menschen in sechzig Wohnungen mitten in der Stadt und doch in der Stille eines grünen Naturparadieses. Eine Besonderheit des kleinen Gemeinwesens besteht darin, dass es seinen Bewohnern – gleichsam von der Wiege bis zur Bahre – eine Heimstatt zu bieten vermag, da neben der am Rande des Gutsparks gelegenen Kindertagesstätte im sanierten alten Gutshaus aus dem 18. Jahrhundert eine Senioren-Wohngemeinschaft mit sieben Appartements eingerichtet wurde, ein Experiment für neue Wohnformen im Alter, verbunden mit einer öffentlich zugänglichen Begegnungsstätte der „Volkssolidarität“ und

einem „Seniorenspielplatz“, der auch vom Kindergarten genutzt werden kann. Man möchte sich wünschen, dass das Beispiel Gimritz Schule macht, zumal es zahlreiche schönere und architektonisch wertvollere Guts-höfe im Raum Halle gibt, die einer ungewissen Zukunft entgegensehen. Sie entbehren allerdings des Vorteils der unmittelbaren Stadtnähe, die Gimritz so anziehend gemacht hat, deshalb wird sich das „Wohnen auf dem Gutshof“ wohl nicht zu einer bevorzugten Wohnform der Zukunft entwickeln.

Das Stadtgut Seeben

Die Stadtnähe und der Erfolg in Gimritz hat die Firma Schuh Securitas GmbH ermutigt, die Sanierung des zum ehemaligen Stadtgut im Vorort Seeben gehörigen denkmalgeschützten Herrenhauses und seiner Nebengebäude seit 2010 in Angriff zu nehmen. Hier sollen vier Eigentumswohnungen und vier Häuser in gehobenem Standard mit Balkon und Terrasse entstehen. Die Lage des Ensembles etwas außerhalb des als Reiterhof genutzten Guts ist ähnlich ideal wie in Gimritz. In Stadtnähe, doch mitten im dichten Grün des verwilderten Gutsparks verbirgt sich das opulente Herrenhaus aus dem Jahre 1904, das so recht dem von Kurt Tucholski besungenen Ideal entspricht, das anspruchsvolle Bewohner von ihrem Traumhaus erwarten: *Eine Villa im Grünen mit großer Terrasse, vorn die Ostsee, hinten die Friedrich-*



Abb. 10. Stadtgut Seeben, Herrenhaus, Federzeichnung von Alfred Weßner-Collenbey (aus: Sigmar Schultze, *Wanderungen durch den Saalkreis, Halle 1913*, S. 240).

straße, mit schöner Aussicht, ländlich-mondän, vom Badezimmer ist die Zugspitze zu sehn⁶.

Ursprünglich bestanden in Seeben drei Sattelhöfe, die in den Händen verschiedener Besitzer, u. a. der Familie von Seeben, waren. Unter der Familie von Denstedt wurden Ende des 16. Jahrhunderts die drei Sattelhöfe zu einem Rittergut vereinigt. Nach mehrfachen Besitzerwechseln – die Besitzer waren u. a. Militärs, Beamte und hallesche Pfänner (Eigentümer oder Pächter eines Teils einer Saline) – kaufte es König Friedrich Wilhelm I. und schlug es als Vorwerk zum Amt Giebichenstein. In das Blickfeld der Stadt rückte Seeben 1900 mit der Eingemeindung Giebichensteins und dem Ausbau der nördlichen Vororte, doch kam es, als der preußische Fiskus das Amt Giebichenstein auflöste, trotz des außerordentlich günstigen Preisangebots wegen der zögerlichen Haltung der halleschen Stadtverordneten zunächst nicht zu einem Ankauf seitens der Stadt. Käufer war 1904 der Generalleutnant Rudolf von Bagenski, der mit dem Geld seiner Frau, einer Enkelin des Großindustriellen Paul Riebeck, auch die Unterburg Giebichenstein erwarb und seinen Grundbesitz durch weitere Landkäufe auf etwa 2 500 Morgen brachte. Bagenski war es, der dem Rittergut Seeben seine heutige Gestalt verlieh.

In den Wirtschaftsgebäuden des 16. bis 20. Jahrhunderts sind Neues und Altes vereinigt; an das Herrenhaus in einer Mischung von Jugendstil und Neobarock gebaut, das die Handschrift des Reformarchitekten Paul Schultze-Naumburg oder seiner Schule trägt – schließt sich der Gutspark an. Der ab 1905 amtierende Oberbürgermeister Richard R. Rive erkannte im Gegensatz zu dem wenig weitblickenden von der Haus- und Grundbesitzerpartei bestimmten Stadtparlament sogleich die Bedeutung Seebens für die zukünftige Entwicklung Halles als Großstadt. Die Dinge nahmen eine neue Wendung, als der Generalleutnant am 20. Dezember 1915 plötzlich verstarb. Noch in seinem Testament hatte er seinen Besitz vor jeglichem Zugriff seitens der Stadt oder landhungriger Industrieller geschützt, indem er ein Veräußerungsverbot auf 30 Jahre für Seeben und die Unterburg Giebichenstein verfügte. Mit sehr viel Geld und Verhandlungsgeschick setzte die Stadt die Aufhebung des Veräußerungsverbots durch und erwarb mitten im Ersten Weltkrieg für 4 130 000 Reichsmark sowohl das Gut Seeben als auch die Unterburg Giebichenstein von den Bagenski'schen Erben, womit sie eines ihrer *größten und teuersten Grunderwerbsgeschäfte zum Abschluß bringen*⁷ konnte. Landwirtschaftliche Gesichtspunkte spiel-

ten bei dieser Erwerbung eine untergeordnete Rolle. Auf Seebener Grund und Boden entstanden in der Folgezeit so lebenswichtige kommunale Einrichtungen wie das Elektrizitätswerk, der Hafen, die Kanalisation zur Kläranlage, der Gertraudenfriedhof und die Wohnsiedlungen im Norden der Stadt. Das Restgut wurde verpachtet; prominentester Pächter war seit 1937 der Universitätsprofessor und Direktor des Universitätsinstituts für landwirtschaftliche Betriebslehre, Dr. Emil Woermann, der hier eine moderne Tierzucht aufbaute, die zu DDR-Zeiten als Universitätsgut weitergeführt und nach der Wende „abgewickelt“ wurde – mit den üblichen Folgen für das als Verwaltungssitz dienende Herrenhaus. Obwohl gegenwärtig noch die Bauarbeiter das Feld beherrschen, nimmt die Wohnanlage Gestalt an, und es werden schon die ersten fertig gestellten Eigentumswohnungen in der Villa angeboten.

Wie jüngst einer Zeitungsmeldung⁸ zu entnehmen ist, plant die Bauträgerfirma Schuh Securities GmbH, das seit 1975 geschlossene und seitdem leerstehende Solbad Wittekind „wirtschaftlich“ zu sanieren. Es handelt sich in diesem Falle nicht um ein Herrenhaus, sondern um ein reizvolles Ensemble von Villen und Kuranlagen aus dem 19. und 20. Jahrhundert in idyllischer Lage mitten in der Stadt, an dem bisher alle Nutzungs- und Sanierungskonzepte scheiterten. Hier sollen 30 Wohnungen, ein Kindergarten und eine Gesundheitseinrichtung entstehen.

Anmerkungen

- ¹ Mitteldeutsche Zeitung, 27.10.2012.
- ² Elisabeth Schwarze-Neuß, Baudenkmale gefährdet – Baudenkmale gerettet: Sachsen-Anhalt. In: *Burgen und Schlösser* 2/2009, S. 130–131, hier S. 131.
- ³ Paul Redlich, Cardinal Albrecht von Brandenburg und das Neue Stift zu Halle 1520–1541, Mainz 1900, S. 97.
- ⁴ Bauforschung durch Anke Neugebauer, vgl. Mitteldeutsche Zeitung, 4.4.2012.
- ⁵ Siehe <http://www.hallesaale.info/saale.htm>.
- ⁶ Kurt Tucholsky, Das Ideal 1927 (zit. nach http://meister.igl.uni-freiburg.de/gedichte/tuc_k02.html).
- ⁷ Richard R. Rive, Lebenserinnerungen eines deutschen Oberbürgermeisters, Stuttgart 1960, S. 136.
- ⁸ Michael Falgowski, Kinderlachen bei Wittekind. In: Mitteldeutsche Zeitung, 5.11.2012.